

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 3 (1960)
Heft: 3

Artikel: Begegnungen mit Büchern
Autor: Freiberg, Siegfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UNE EXPOSITION EXTRAORDINAIRE A BRUXELLES

Cette année, la Société des bibliophiles et iconophiles de Belgique a fêté son cinquantième. Elle l'a marqué par une manifestation brillante, témoignage d'une bibliophilie passionnée et vivante. On a demandé à chacun des membres de faire, en vue de ce jubilé, au moins un achat, non pas l'achat d'une pièce quelconque, mais d'une œuvre importante relativement à sa collection. Ces achats – livres, manuscrits et estampes – étaient exposés à Bruxelles du 21 mai au 30 juillet 1960, complétés par des documents précieux prêtés par la Bibliothèque royale. Nous félicitons la Société des bibliophiles et iconophiles de Belgique de cette très heureuse inauguration de ses futures activités et nous formons nos meilleurs vœux pour son avenir.

Un catalogue illustré et soigneusement édité a été publié; il donne des informations sur 224 pièces exposées. Nous en avons tiré, avec la permission de la Société, les images reproduites sur les deux pages précédentes.

Page 156: Faujas de Saint-Fond (Barthélémy): Description des expériences de la Machine aérostatique de MM. de Montgolfier. Paris, chez Cuchet, 1783, in-16. Reliure de maroquin rouge; large dentelle dorée sur les plats; au centre une montgolfière, représentée au moyen de petits fers et de filets dorés; dos à six nerfs, compartiments ornés (reliure de l'époque). Collection de Madame Louis Solvay

Page 157: Kayserlich Maiestat Einreitung und ander geschichten so zu Brüssel und anderswo in Brabant ergangen sind... Conderfetzung des Ellends... S. l. (1517), in 4°. Reliure de vélin. Très rare plaquette relatant l'entrée de l'Empereur Maximilien à Bruxelles (1517) et reproduisant l'élan qui aurait appartenu au jardin zoologique de Charles-Quint à Bruxelles. Bibliothèque royale de Belgique

SIEGFRIED FREIBERG (WIEN)

BEGEGNUNGEN MIT BÜCHERN

Es hat sich ja herumgesprochen: wir kommen heute kaum rascher vom Leerlauf des alles mit Macht ergreifenden Alltags los als durch diese seltsam wirksamen Medien, die Bücher, die uns das Außergewöhnliche, das Höhere und Innere erschließen, dessenthalb es manchen wieder wertvoll erscheint, auf Erden zu sein. Darin erblicken sie einen Sinn des Lebens, den die anderen nie erfahren, die sich aus Büchern nichts machen oder die in ihnen nur spazieren gehen wie in einem Garten und sie bloß zur Unterhaltung oder Befriedigung von kleinen Lüsten nehmen.

So einer, der in ihnen leben muß, um richtig leben zu können, bin auch ich geworden, obgleich mir der Wert des wirklichen Lebens stets bewußt blieb. Die Verächter von Bücherweisheit und Bücher-

glück, sie trafen mich nicht. Erst wenn das Auge gesättigt war vom Schauen, das Herz entzückt, erschüttert und wieder beruhigt, das Leben, oft hart an den Abgründen, wieder einmal die Nöte und Gefahren besiegt hatte, dann vertiefte man all die Erfahrungen in den Büchern, deren Weisheit das Vorauserlebte durchdrang, deren Glück alles überstrahlte und die zuletzt immer wieder einen Seitenpfad erschlossen, den man noch nicht gegangen war und an dessen Ende man den schließlichen Sinn des Ganzen zu finden hoffte.

Früher als Worte las ich die Zahlen und vor dem Lesen lernte ich zählen, weil es meinem Vater wichtiger erschienen war. Es gab zwei dicke Wälzer in der Familie, die viel ausgeliehen wurden, den Roman vom Leben des Grafen von Monte Christo, sech-

zig Lieferungen, in zwei Halbleinenbänden gebunden. Eine Seite schlug ich nach der anderen um und übte mich im Zählen der mehr als tausend Seiten, vorerst zur Bewunderung der Angehörigen, nachher zu ihrer Verzweiflung. An Bilderbücher mit den kindlichen Reimen erinnere ich mich kaum mehr, Märchenbücher habe ich fast nicht gekannt. Mir wurde nichts, wie es so oft geschieht, von wohlmeinenden Erziehern «eingesenkt». Ich mußte mir den Weg selbst suchen und ich fand ihn nicht in der Literatur der Großen, die mir einigermaßen zur Verfügung stand, ja in die ich hineingestürzt wurde, während es mich schmerzte, daß ich sie nicht begriff.

Meine Großmutter war, was man eine Bücherausträgerin nennt; sie kolportierte auf eigene Rechnung die Bücher in ihren Absatzgebieten, auf Arbeitsstätten, Bahnhöfen, in Gasthäusern und bei Privaten. Sie empfahl und sie nahm Bestellungen entgegen. Um welche Art Bücher ging es hier? Da waren die roten Bände der «Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens», die Sammelwerke «Weltall und Menschheit», «Mann und Weib», die Zeitschriften «Gartenlaube», das «Buch für Alle», «Über Land und Meer», die Modeblätter, vor allem der «Bazar» für die Schneiderlustigen und anderes mehr.

Ich kannte die Namen und die Bezieher, da ich die Großmutter begleitete, ich sah die vielen Bilder, ich las die Witzecke und löste die Rätsel, ich sah dies und jenes, ich verstand wenig. Aber es geschah etwas: ich begann zu wohnen in der Welt der Bücher, und zwar mit Ehrfurcht. Sie steigerte sich oft zur Angst gleichsam wie vor dämonischen Kräften und vor Verbotenem.

In der Kammer, die ich mit der Großmutter bewohnte, stand in einer Ecke eine nicht verschlossene Kiste, doch war mir vom Vater verboten worden, in sie hineinzusehen. Sie enthielt Bücher, und es waren, wie ich später erfuhr, volksmedizinische Werke, Aufzeichnungen meines Großvaters und alte hinterlassene Bücher aus seinem

Besitz. Sie würden später einmal doch mir gehören, aber nun wären sie mir nur eine Gefahr. Ich verstand nicht, daß Gefahr auch Schädigung bedeuten konnte. Die Kiste war für mich umgeben mit der ganzen Magie des Geheimnisses, und ich rückte ihrem Inhalt nicht näher, mehr aus Angst als zufolge des strengen Verbots. An der Oberfläche, bevor man zu den Büchern vordrang, hatte ich einmal einige Bündel gelben, noch unversponnenen Flachses entdeckt, und aus länglichen Schachteln duftete die damals sehr gebräuchliche Glycerinseife. Alles erschien mir seltsam bei dem Nebeneinander so verschiedener hier aufbewahrter Dinge.

Aber ich sollte noch in die Welt des Geheimnisses eindringen und ich glaube fast, ich bin enttäuscht worden. Eines Tages hatte ich mir von den nahen Feldern an der Peripherie der Großstadt eine niedliche Maus nach Hause gebracht und sie in ein Einsiedeglas gegeben wie vorerst und später Grillen, Käfer und Frösche. Über Nacht war die Maus ihrer Haft entkommen. Wir vermuteten sie nach einigen Tagen in der verbotenen Bücherkiste, denn wir hörten ihr Rumoren darin. Da hieß es nun sie fangen. Verscheucht war jede Besorgnis der Großmutter um das Verbot ihres Sohnes. Wir räumten aus, ich half kräftig mit. Unter einem Berg von Papierfetzchen fingen wir wieder meine Maus ein, wir hatten ihrem Zerstörungswerk Einhalt geboten, und während ich das Tier auf die Wiese zurücktrug, hatte Großmutter den Inhalt der Kiste wieder eingeräumt. Von diesem Tage an interessierte mich die ihres Geheimnisses beraubte Literatur der Großen nicht mehr. Es waren keine besonders gefälligen Bilder in den Büchern, wie ich flüchtig gesehen hatte, sie waren auch nicht mit erregenden bunten Einbänden geschmückt wie diejenigen, die wir wöchentlich austrugen. Sie waren alt und unschön und viele in zerschlissenen Umschlägen. Wenn mir anderseits unser Buchhändler zu Weihnachten auf meine Bitte um ein Buch Scotts

«Ivanhoe» überreichte oder die Dramen Geibels, dann hatte er Ladenhüter weggeschenkt, aber nie die Seele eines Kindes erfreut, das in den Büchern wohl las, weil ihm das Lesen Freude machte, aber sie nie ganz verstehen konnte. Mag die Übung an unverständener Literatur später die Neigung zu Schriften mystischen Urgrunds gelegt haben?

Was ich verstand, die Welt, in die ich hineinwuchs, waren die kleinen, zusammenfaltbaren Kreuzerhefte mit den Märchen, abgezogen aus den verschiedensten Schatzkästlein. Die abwechselnd bunten und farblosen Bilder und der Text dazwischen, sie waren die erste richtige bekömmliche Nahrung. Es war herrlich, daß sie in jeder Papierhandlung so billig zu erstehen waren. Um denselben Kreuzer gab es auch ganz kleine Heftchen, so groß wie eine Briefmarke, mit jeweils zehn Abbildungen zusammengehöriger Tiere in Farben. Da ruhte ich nicht, bis ich sie alle besaß, eine kleine Bibliothek, und als eines Tages ein Schulkamerad mir mit einer Summe (wie sich nachträglich herausstellte: gestohlenen Geldes) die herrliche Möglichkeit eröffnete, zu kaufen, was ich wollte, da erstand ich mir vor allem die zwei Leporelloalben voll mit Abbildungen sämtlicher Schmetterlinge und Käfer.

Bald waren es die Bändchen der «Miniaturlibothek», die über alle Gebiete des Wissens und der Handfertigkeit Aufschluß gaben. «Wie lese ich aus der Hand?», «Wie lerne ich Taschenspielerkunststücke?», «Wie stopfe ich Tiere aus?» und «Wie lerne ich schwimmen oder wandern?». Sie alle mußte ich besitzen, und die schwer von den Hausparteien fürs Hohenlaufen erworbenen Kreuzer wanderten in die Buch- und Papierläden. Die Inhalte dieser Bücher prägten in die Welt des reifenden Kindes unverwischbare Zeichen.

Danach kam neben dem Lesebuch, das ich vor Schulbeginn bereits ausgelesen hatte und dessen Lektüre gewiß eine tiefere Bedeutung zukommt, als wir ihr sonst zuge-

stehen mögen, noch die übliche Knabenlektüre: Abenteuerbücher, Detektivgeschichten, die Hefte voll der Taten von Sherlock Holmes und Nick Carter, die unsere Gemüter erhitzten. Ich las sie vermutlich, weil die anderen sie auch lasen, aber tieferen Gefallen fand ich an den Heften einer vorzüglichen Kinderzeitung, die mir die Großmutter hielt und die ich alle vierzehn Tage mit Spannung erwartete, an dem bunten Bilderbogen von Plim und Plum und der Schilderung der fremden Länder in den Büchern von Karl May. Sie ersetzten mir die Bücherfreude meiner Jugendfreunde an bewährtem Lesegut: sämtliche Bücher von Wilhelm Busch, die soliden Märchensammlungen von Musäus, Grimm und anderen und alle Heldensagen. Dennoch glaube ich, daß ich früh mit den Märchen Hauffs und Andersens Bekanntschaft machte – den wenigen, die richtige Kunstmärchen sind. Das schönste Geschenk zu Weihnachten war aber ein Buch naturwissenschaftlichen Inhalts von meinem Volksschullehrer, der in seiner Großzügigkeit uns armen Teufeln jeweils Weihnachtsfreuden bescherte, die selten waren. Dessenungeachtet versäumte ich nicht die Zeit der Ballspiele, der Laubsägearbeiten und des Briefmarkensammelns.

Den Hauptteil des Wissenswerten bot in den späteren Jahren die Jugendzeitschrift «Der gute Kamerad», und in ihr stillten wir Knaben bald alle unsere Lesewünsche. Die heute übelbeurteilten Romane der Marlitt und Eschthrut, die mir die Mutter eines Freundes nahebrachte, hinterließen kaum eine Wirkung als die Erinnerung an die farbigen Umschlagblätter und das glänzende Kunstdruckpapier im Innern.

Wann die Seele von einem der dichterischen Bücher zum erstenmal nachhaltig erfaßt wurde? War es noch der Wille zur Wissensaneignung oder enthüllte sich schon darin anderes, wenn ich mir noch in den unteren Klassen der Mittelschule eine Literaturgeschichte und zwar die zweibändige von Eduard Engel «auf Raten» zu ver-

schaffen wußte? Die wissenschaftliche, mehr noch die menschliche Analyse der Dichtung war mir neu, sie aufzunehmen, genügte mir oft mehr, als die besprochenen Werke zu lesen. Das Persönliche der Dichter erhielt hier eine besondere Verherrlichung oder Ablehnung. Ihr Ruhm zog mich an, ihr Versagen weckte mein Mitleid, und das Hinabwittern in die Lebenstiefen so vieler, die Dichtung schufen, faszinierte mich mehr als jegliche Knabenunterhaltung.

Hatte ich so aus der Leihbibliothek das eine oder andere mir auf diese Weise empfohlene Buch erlangt, dann lief ich mit ihm in die Einsamkeit der nahen Heidelandschaft und «genöß» es. Unter den vielen, die mir damals in die Hände kamen, waren wohl die folgenden von stärkster Wirkung: «Soll und Haben» von Gustav Freytag, Raabes «Hungerpastor», Frennsens «Hilflei» und später Gottfried Kellers «Grüner Heinrich». Ihre Inhalte erschütterten mich zum erstenmal unvergleichlich anders als alles vorher Gelesene, und ich sehe mich heute noch wie damals als den freiwilligen Hüterbuben, der auf den abgemähten Kleefeldern die Kälber zu hüten hatte und der, vertieft in sein Buch, immer zu spät bemerkte, daß die Tiere sich bereits am verbotenen Hafer des Nachbarfeldes gütlich taten und ich die Lektüre, die mich fast zwingend festhielt, unterbrechen mußte, um sie wieder an die karge Weide zurückzujagen.

In diesen Jahren geschah es auch, daß das gebundene Wort seinen Einfluß auf mich auszuüben begann. Goethes einfache Lieder und Balladen bewegten mich stark, aber Heines «Buch der Lieder», mir im flexiblen Lederband der Propyläenausgabe von der Mutter geschenkt, verursachte wohl den Beginn meiner fast ausschließlichen Hingabe an die verführerischen Fluten des Rhythmus und der Reime, die nur zu vergleichen ist mit der Sucht junger Leute nach prunkender, glänzender Kleidung. Wie ein Gewand umschloß mich die Dichtung. Bald war es wieder andere Lyrik, die mir wie

eine Offenbarung entgegenkam. Es waren Wildgans' «Sonette an Ead», die mir, dem damals auch scheu Verliebten, alles überstrahlten. Ich hatte den schmalen Band selbst erstanden, und mir ist noch die Landschaft des Nachmittags gegenwärtig, in der sie mich verzauberten: die Feldwege zwischen den kleinen Bächen und den vielen Heckenrosensträuchern an ihren Ufern, deren Früchte ich zu sammeln ausgeschickt war. Ich las laut, vielmehr: ich sang den Sträuchern die Verse vor, und nur sie wußten damals, wie glücklich ich war.

Vieles ging neben der Schule her: Theaterbesuch bis zur Theaternarrheit, die ersten unbeholfenen eigenen Versuche zu dichten, angeregt durch ein literarisches Schülerpreisausschreiben. Natürlich versagte ich kläglich, während die Mitschüler brillierten. Aber mein Ehrgeiz wurde angespornt. Meine Bekanntschaft mit Goethe wurde zur Vertrautheit, ich erlebte Storm, Keller und schmerzhaft tief die Melancholie Lenaus. Bald wußte ich, daß mich der konzentrierte Ausdruck eines seelischen Geschehens im lyrischen Gedicht, die schwerste Kunstform und die zu sehr von Dilettanten geübte, am stärksten ergriff. Hier, das fühlte ich, tat Erziehung not durch sich selbst und durch andere. Im Gedicht war die ganze Welt eingeschlossen, ihre Tiefen und Höhen, Freuden und Leid. Und es waren nicht nur die Dinge in ihm, die mich ihm ergaben, es war die abgründige Schau in die Geheimnisse des Daseins, das Wunder, das einen schüttelte, wenn man es glaubte. Daß aus der Worte sagenhaftem Bau die Wahrheit einer inneren Welt erstehen konnte, erschien mir noch lange nicht wesentlich am Gedicht. Aber es war mir kein anderer Weg mehr zugänglich, ich fühlte es, und wenn ich weiterschritt in der Welt der Bücher von nun an, so war es immer nur ein Weg von Gedichtbuch zu Gedichtbuch bis heute und gewiß auch morgen.

Freilich zogen in der Folgezeit noch Hunderte von Schauplätzen aus seltsamen Bereichen der Welt in Büchern den Neugierigen

gen an. Landschaften, die wir kennengelernt haben, wollen wir tiefer entdeckt sehen, als es uns gelungen ist, manches erlebte Gefühl wollen wir in den Büchern bestätigt finden. Da war es eines Tages Hausenstein, der mir so wunderbar nahekam, und nicht nur durch ein überraschendes Erlebnis. Als ich in den zwanziger Jahren in Südfrankreich auf abseitigen und unbekanntem Wegen wanderte, wußte ich, daß noch kein neuerer Autor über diese Gegend geschrieben hatte. Welch ein seltsames Erleben bedeutete es mir, als ich, zurückgekehrt, das schöne Buch Hausensteins über Südfrankreich in den Buchläden fand, das in seiner eindringlichen Weise auch von einem Teil jener Gegend zum erstenmal sprach, die ich durchpirscht hatte, von Les Baux, der Geburtsstätte des Minnesangs, Saint Rémy, Manosque... Die vergangenen Wochen unter der Sonne der Provence waren mir wieder leibhaftig nahe. (Merkwürdig, daß gerade in dieser Landschaft, mir noch unbekannt, der Dichter arbeitend lebte, Jean Giono, dem ich später ein überragendes Maß an Beglückung verdanken sollte). An diese erste Begegnung mit Hausenstein schloß sich später noch ein unerwartetes Ergebnis. In den wenigen Stunden eines seltenen Urlaubs von der Truppe im Jahre 1944 schlug ich, um mir ein reines Vergnügen des Geistes zu bereiten, das Buch «Europäische Hauptstädte» auf, das ich in Friedensausstattung durch Entgegenkommen des Buchhändlers noch hatte kaufen können. Ich las, was Hausenstein über Wien schrieb, und entdeckte die Stelle, wo er das Kahlenbergerdorf lobte und erklärte, daß er sich denken könne, hier zu wohnen. Und ich, der ich ihn in Les Baux versäumte und ihn doch getroffen habe, habe ihn auch hier versäumt, wo ich wohne. Daß ich gerade an diesem Ort wohnte, dem er eine so auszeichnende Beachtung schenkte! Wir waren einander nicht begegnet, aber sind wir es am Ende nicht doch? Wie gut, daß Hausenstein es niedergeschrieben hatte! Ich nahm ein wenig getröstet in jenen bitteren

Tagen beim nächsten Morgenrauen von Wien und seinem Kahlenbergerdorf Abschied.

Eine besondere Vorliebe für die literarischen Hervorbringungen der Franzosen eröffnete mir bald die Wege zu den Büchern Francis Jammes', von denen Rilke sagte, daß er sie hätte schreiben mögen – zu dieser herzinnigen Kunst; dann zu der in tiefere, oft grausame Wirklichkeiten führenden Mauriacs und schließlich zu jener, welche Schauen und Fühlen zu unerreichter Intensität der Schilderung vereinigt hat, zu der Marcel Prousts. Spät erst habe ich Stifter lieben gelernt. In seiner stillen, beruhigten Welt sind wir alle zu Hause, die vielen, die in der leisen Entsagung leben und Trost suchend reifen. Und um nicht noch einen unter den vielen unerwähnt zu lassen: Kafkas im Traumhaften so präzise, hintergründige Gestaltung des Lebens beeindruckte mich lange, bevor ihn die große, leider zu späte Beachtung von heute überfiel. Ich konnte vor dreißig Jahren über ihn schreiben, und es war mit dem Herzen geschehen, so wie ich es tat bei Jammes und Proust, bei Carossa und Mell.

Überflüssig zu reden von der lebenslangen Gewalt mancher philosophischen Aussage und des Buches der Bücher, der Bibel, die ich in einem alten Schweinslederband aus jener Mäusekiste einst hervorgeholt hatte. Eine Dietenbergerbibel, sie hat meinem Großvater gedient, der sie mit viel Anmerkungen und Hinweisen versah; auch mich hat sie bis heute begleitet, und von ihren etwas moderduftigen Blättern mit den angegilbten Holzschnitten hat mich nicht nur die unversieglige Kraft der göttlichen Lehre, sondern auch alle Ehrfurcht vor dem Leben und Denken vergangener Jahrhunderte angeweht.

So auch geschah es, als ich eines Tags als Privataufgabe die Katalogisierung einer größeren Hinterlassenschaft übernahm. Mehr als 10000 Bände eines verstorbenen Wiener Antiquars, darunter 190 Inkunabeln, waren zu sichten. Jeden Sonntagvor-

mittag, ein Jahr lang, arbeitete ich allein oder in Anwesenheit des Notars in der Klausur des Klosters, wo die Bibliothek untergebracht war. Nicht nur der Atem der Vergangenheit war um uns; als wir eines Tages einige der Folianten zur Seite rückten, einen Frühdruck Schöffers oder ein prachtvolles Holzschnittwerk Kobergers, zeigte sich uns das Gerippe eines Tieres, einer Katze, die aus der Welt der Bücher keinen Weg zur Flucht mehr gefunden hatte und verhungert war.

Die Arbeit eines Jahres brachte uns kaum einen materiellen Ertrag, da die Sammlung zuletzt von einem betrügerischen Händler verschleudert wurde. War sie wirklich ohne Ertrag? Den gut ausgestatteten Auktionskatalog halte ich noch manchmal in Händen und träume im Gedenken an die alten, stockfleckigen und prächtig illuminierten Bände von den eigenen Jungmannesjahren, da ich noch unbekümmert war, voll Lachen über den entgangenen Verdienst und voll Hoffnung auf die Zukunft. Es war vor fünf- und zwanzig Jahren.

Als ich einst von einem Bezirk in den andern lief, nur um an die einzige Stelle zu gelangen, wo gelesene Detektivhefte gegen geringes Entgelt ausgetauscht wurden – ich konnte daneben die Bibliothek des Buchladens bestaunen – da war ich noch barfuß gegangen. Als ich in den ersten Jahren des Universitätsstudiums an Nachmittagen in einer Volksbibliothek Dienst machte, tat ich es, um mein bescheidenes Leben zu «unterhalten», wie man sagt. (Wir drückten damals schon den Ganghoferfreunden Rosegger in die Hand.) Und als ich später zwanzig Jahre lang einer Wirtschaftsbibliothek diene – von welcher einer Reihe von Begegnungen gerade mit den Büchern der aktuellsten Probleme wäre da zu reden! Wie zuckende Flammen geisterte es oft unter den Deckeln, schöpferische Gedanken, die, in die Welt getragen, den Menschen helfen sollten zu Verständigung und einem glücklichen Dasein; sozialpolitische Konzeptionen, Währungsvorschläge, Wirtschaftsana-

lysen und Programme sämtlicher Denkrichtungen, brennende Probleme, hochinteressante Ideen – und doch wie oft nur von kurzem Erfolg, unbeachtet, und manchmal wieder wie gefährlich und verderblich, geliebt und gehaßt... Die Welt des Tages! Bücher, wie bald nur noch Objekt eines historischen Studiums, lange Reihen Asche, aus der nur der schöpferische Geist neue Funken zu schlagen weiß. Immer wieder flammt es, solange es Politik gibt, Konjunktur und Krise, leidende und sich freuende Menschen.

Kehren wir zurück von den Büchern aus der Welt des Tages zu denen im Lichtschein der Ewigkeit, zu den Gedichten. Es bedeutete mir ein in die Zukunft wirksames Jugend-Erlebnis, als mir ein lieber Freund nach unserer Ankunft in einer Schutzhütte der Hohen Wand als Belohnung für die gute Haltung bei einer nicht ungefährlichen Kletterpartie ein Buch, in Seidenpapier gewickelt, überreichte: Rilkes «Stundenbuch», die «Bücher vom mönchischen Leben, von der Pilgerschaft, der Armut und vom Tode». Ich las:

Da neigt sich die Stunde und rührt mich an
mit klarem metallischem Schlag:
mir zittern die Sinne. Ich fühle: ich kann –
und ich fasse den plastischen Tag.
Nichts war noch vollendet, eh ich es er-
ein jedes Werden stand still. [schaut,
Meine Blicke sind reif, und wie eine Braut
kommt jedem das Ding, das er will.

Hier erst drang ich in die reine Welt des Dichters Rilke, um, wenn auch als ein nicht ganz Verwandelter, aber ein Gestärkter und Erhöhter aufzusteigen in die Welt seiner orphischen Sonette und Elegien. Ich bin kein Bergsteiger geworden. Aber ich habe noch einmal aus der Hand eines anderen Freundes auf eigenen Wunsch die Übertragung der «Charmes» von Paul Valéry durch Rilke erhalten, ein in jeder Weise kostbares Buch, den prunkvollen Sonderdruck der Cranach-Presse. Diese nie ganz deutbaren Verse haben mich getragen und

bestärkt in vielen Lebenslagen, ich habe die niederdrückende Gewalt des Krieges bei ihnen vergessen.

Gedulden, Gedulden, Gedulden,
Gedulden unter dem Blau!
Was wir dem Schweigen verschulden,
macht uns das Reifen genau!

Diese edle hohe Kunst hat alle Kraft in sich, uns aufzuheben über alle irdische Bedrängnis. Immer, wenn ich diesen Band aufschlage, denke ich freilich auch an den frühen Freitod des Freundes, der die Liebe, die er so sehr suchte, nicht finden konnte.

An dieses Gedichtwerk reihen sich viele, nicht von einer solchen überragenden Höhe, aber vielleicht einer nicht minderen Schön-

heit und Tiefe. Immer wieder ist ein Gedicht da, ein kleines vollkommenes Wunder, neu und unzerstörbar, aus der Begabung so vieler geflossen. Aber hier sich verbreiten, hieße sich verlieren in einem Wald der Beglückung, oder eine Abhandlung über Lyrik schreiben, die mir nicht vorgesetzt ist. Nur den lyrischen Sinn zu wecken, kann noch Bedeutung haben, «Licht vom unerschöpften Licht» zu borgen und einzudringen durch das Wort in das große Geheimnis des Daseins, das Glück aus den Büchern zu reißen, wenn die Menschen zueinander finden sollen und wir im Kriege vermieden wünschen, wenn wir nicht beschämend arm in dieser Welt, wenn wir nicht umsonst in ihr gewesen sein sollen.

JAKOB OTTO KEHRLI (BERN)

VOM SCHWEIZERISCHEN GUTENBERGMUSEUM UND SEINER ZEITSCHRIFT

Jeder Bücherfreund kennt und schätzt das Gutenbergmuseum in Mainz, das seit Jahren von Professor Aloys Ruppel und seinem Assistenten, Dr. Helmut Presser vorbildlich geleitet wird. 1962 soll das kriegsgeschädigte Mainzer Gutenbergmuseum, wie ein Phönix aus der Asche, neu und schöner denn je wiedererstehen.

Nun trifft es sich, daß das Mainzer Gutenbergmuseum einen Bruder besitzt, der genau gleich alt ist. Die beiden sind also gewissermaßen Zwillingenbrüder, nur mit dem Unterschied, daß der eine (der Mainzer) groß und stattlich geworden ist, der andere (der Berner) im Wachstum etwas zurückgeblieben, aber nichtsdestoweniger munter und zwäg ist.

Dies kam so: Nicht selten kommt es vor,

daß zwei einen guten und denselben Gedanken haben, ohne voneinander zu wissen. Waren es in Mainz die Bürgerschaft und die Stadt, die 1900, das heißt 500 Jahre seit der vermutlichen Geburt des Erfinders der Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, ihn durch die Gründung eines Museums ehrten, so war es in Bern ein klein wenig anders. Hier taten sich einige, von ihrem Beruf ergriffene Meister und Gesellen zusammen, veranstalteten im Gewerbemuseum eine Ausstellung, und der Schreiber zählt es zu seinen frühesten Erinnerungen, diese Schau auch besucht zu haben. Namentlich ist ihm der Drucker in der alten Handwerkertracht an der alten Holzpresse in Erinnerung geblieben. Von diesem Jugendlebens her leitet er, der später Jurist